

(Nachdruck verboten.)

11]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Lorenz hatte unter diesen Umständen wenig Glück mit der Opposition. Schon sein trotziger Vorschlag, nicht aus der Osterhofener Kirche zu weichen, welcher damals auf dem Heimweg von der Wahl allgemein angenommen wurde, zeigte sich nicht lebensfähig.

Wollte man wirklich eine Beschwerdeschrift einreichen in der Sache, so hielt man es für unklug, die Behörde durch offenen Widerstand zu reizen. Der Umstand, daß bis jetzt ja nicht die Pfarrei, wie der Achenbacher gefürchtet, sondern nur der sonntägliche Gottesdienst verlegt wurde, gab den Wankelmütigen willkommenen Gelegenheit, von ihrem Beschlusse abzustehen.

Den ersten Sonntag nach der Verkündigung des Ordinariatsbeschlusses betete wirklich der Achenbacher zur Gottesdienstzeit den Rosenkranz vor einer ziemlich ansehnlichen Zuhörerschaft, doch bereits den zweiten Sonntag war sie bedenklich zusammengesmolzen, und den dritten war er allein mit seiner Frau in der öden, kalten Kirche.

Doch Lorenz ließ sich nicht irre machen. Für ihn war jeder Neubau im Nachbardorfe nur ein neues Unkraut, das sich üppig erhob auf dem überhitzten Boden. Seehamm war ihm mehr wie je das Symbol des Verderblichen, Schwankenden, das seinem Bauerngemüt verächtlich war, gegenüber dem Starren, gleichsam Ewigen seines Besitzes. Ein lärmendes Lager, das eines Tages abgebrochen wird, sein Hof eine feste Burg, trotz dem Ansturm der Zeiten.

Die sogenannten Erfolge des Nachbarn entlockten ihm nur ein mitleidiges Lächeln, sah er doch, wie sein Hof von Tag zu Tag mehr herunterkam. Der Bauer immer auswärts in Geschäften, seine Frau immer kränklich; abgesehen davon, daß sie keine Wirtschaftlerin war, blieb noch der saubere Lenz, der sich von der Arbeit drückte, wo er konnte, entweder im lustigen Seehamm herumzechte oder auf geheimen Wegen ging, um seinen schlechten Finanzen etwas aufzuhelfen. Es war rein eine Schande, diese Wirtschaft, nicht zum Anschauen für den Achenbacher. Dieses verlotterte Vieh, diese liederliche Feldarbeit!

Der Achenbacher versäumte es bei keiner Gelegenheit, auf den Verfall des Nachbarhofes Burgl aufmerksam zu machen, deren versteckte Hinweise auf die augenblicklichen Erfolge Lehners ihn am meisten kränkten. Doch erreichte er damit viel weniger, als er vermutete. Burgl glaubte den letzten und tiefsten Beweggrund der Aufopferung Urbans für das Gemeinwesen, selbst mit Hintansetzung seines eignen Vorteiles, seines rastlosen Strebens sehr wohl zu kennen.

Er hatte es ihr ja damals deutlich genug gesagt. Zu zeigen, was in ihm steckte, ihr es zu zeigen, der Burgl, war sein einziges Bestreben. Allerdings auch ihren Neid zu wecken, ihre Reue. Aber am Ende gleichviel — sie war das treibende Element, und das schmeichelte ihr, reizte sie. Sie fühlte sich unwillkürlich als seine Mitarbeiterin, empfand seine Erfolge als ihre Erfolge, und damit Hand in Hand ging ein warmes Interesse — mehr ein Parteinehmen für alle seine Pläne. So stand sie, ohne nur im geringsten mit ihm zu verkehren, doch in geheimer Gedankenzusammenhang mit ihm.

Diese energische Entwicklung Seehamms unter ihren Augen, deren Schattenseiten sie nicht beurteilen konnte, zwang dem thatkräftigen Weibe Achtung ab. Das war die vorwärts stürmende Jugend gegenüber dem absterbenden Alter. Zene vertrat der Lehner, dieses der Achenbacher. Der wirtschaftliche Niedergang des Nachbarn erregte mehr ihr Bedauern, nichts weniger als Schadenfreude.

Einst zur Zeit der Heuernte konnte sie sich nicht mehr zurückhalten. Es war ein längst ersehnter Sommertag nach langer Regenzeit. Alle Hände waren thätig, die verlorne Zeit herein zu bringen, das Heu zu wenden, einzuführen. Nur auf dem gemähten Ager Urbans rührte sich keine Hand, und schon drohte wieder schlechtes Wetter.

Sie war nebenan mit Lorenz und dem ganzen Gesinde in regster Arbeit begriffen. Der Anblick des verlassenen

Feldes ging ihr nicht aus dem Kopf. „Jeder richtigen Bäuerin muß das Herz bluten,“ redete sie sich ein, „s is ja grad weg'n der gut'n Sach, des da verderb'n muß.“ Sie hätte am liebsten selbst aufgearbeitet.

„Das kann ma aber do kaum mehr mitanschaun,“ sagte sie nach einer Arbeitspause zu Lorenz, „wia die 's beste Sach z' Grund gehn lass'n.“

Doch der zuckte die Achseln. „Wird halt Wichtigeres z' thun hab'n, der Herr Bürgermeister, als Heu einfahr'n. Bauernarbeit, das ist ja gar kein' Arbeit mehr heutigentags. Grad guat für den Lenz, wird er si dent'n. No, wer weiß, für was 's guat is! Das Fleckl verdient's, daß es in a richtige Hand käm.“

Burgl verstand sehr wohl diese Anspielung. Lorenz machte in letzterer Zeit wiederholt solche, und immer empörte sie sich in ihrem Innern über dieses förmliche Lauern auf den Ruin Urbans.

Als sie spät abends Lenz betrunken heimkehren sah, paßte sie ihm heimlich den Weg ab und stellte ihn derb zur Rede über seine Nachlässigkeit. Doch er lachte unerschämte.

„Ja schau, schöne Bäuerin, i bin ja grad der Lenz, 's fünfte Rad am Hof,“ sagte er lallend, in frecher Weise Burgls Sinn streichend, welche ihm dafür einen derben Schlag auf die Finger versetzte. „Red do mit'n Urban, red do. Grad a Wort, nacha laßt er die ganze Puschscheer da drent'fahr'n und arbeit' wia a Knecht. G'hört ja do Dein, der ganze Bürgermeister auf und nieder. Da seit Dir gar nix, schöne Bäuerin, na, gar nix.“

Der seit Necks Abreise völlig verkommene Mensch nickte ihr pfeffig zu, und mit Burgls Schelten war es zu Ende. Mit schwerem Herzen und brennendem Gesichte kehrte sie auf den Hof zurück.

Der Sommer war für die Seehammer noch nie so gewinnbringend gewesen. Daß die alten Stammgäste, „die grad zum Spar'n rauskomma sind“, wegblieben, war gar kein Schaden, dafür kamen die „schönen“ Leut, die net fragen, was 's kost', und wenn's auch z' teuer ist, komma 's nächste Jahr andre, es giebt ja genug!

Der Herbst aber sollte erst die neue Aera verkünden, die wie ein Wunder gekommen war über das Thal.

Eine ganze Festwoche wurde geplant. Eröffnung der Lokalbahn und damit verbunden eine landwirtschaftliche Ausstellung, großartiges Scheibenschießen, Gründung des neuen Verschönerungs- und Fremdenvereins, kurz, in diesem Thal nie dagewesene, unerhörte Dinge, die schon Monate vorher alle Hände in Bewegung setzten, einen neuen Lebensstrom durch das bisher so stille Gemeinwesen trieben.

Urban lebte nur noch in diesem großen Werte. Es war erstaunlich, wie in diesem ungeschulten, sonst wenig energischen Manne sich Kräfte und Fähigkeiten entwickelten, die ihm niemand zugetraut hätte. Es gelang ihm nicht nur, die oberste Behörde für das Unternehmen zu interessieren, sondern etwas noch viel Unglaublicheres — die Osterhofener selbst zu gewinnen.

Zuerst zögerten sie mit einem fragenden Blick auf den Achenbacher. Als er ihnen aber begreiflich machte, daß ihr Fernbleiben das Fest nicht hindere, da der Zugzug der ganzen Umgegend daselbe schon sicher, andererseits ihnen der Sieg über alle nicht entgehen könne, als er den einen auf dieses Prachtstück im Stalle aufmerksam machte, dem der erste Preis sicher sei, den andren, daß er gerade dem ansässigen Bauernstand endlich einmal Gelegenheit bieten wolle, all dem eingewanderten Volke sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen, da trat einer nach dem andren zu ihm über.

Warum kam der Achenbacher nicht darauf? Seine Schuld! Dieser Gedanke dämmerte allmählich auf in den Köpfen, ob nicht doch dieses Regiment sich überlebt habe. Besonders bei den Jungen, welche den Kirchenstreit wenig beachtet hatten.

Daß bei Lorenz der Neid die größte Rolle spielte, war nicht zu verkennen.

Urban ließ auch bei ihm nichts unberührt, seinen Haß überwindend, und vielleicht wäre er durchgedrungen — der Stolz des Achenbachers war der Stall, und es entging ihm nicht der Kampf, den er in der Brust des Nachbarn heraufbeschworen — aber Burgl verdarb alles durch ihre viel zu

Lebenshaftliche Parteinahme. Da war es ein für allemal aus. Es hätte dazu gar nicht mehr der bekannnen Drohung des Vaters mit dem Achenbach bedurft, welche dieser bei der Gelegenheit nicht vergaß.

„Wenn Du gehn magst, geh! Ich wend' Dir nir ein. Aber von die Achenbacher rührt si kein Stück aus 'm Stall,“ war der letzte Spruch des Lorenz.

Flori war seit einer Woche auf der dem Hof zugehörigen Farnalm beschäftigt. Der Vater wollte ihm die Verurteilung ersparen, es entgingen ihm nicht die sehnsüchtigen Blicke des jungen Menschen auf die sich vor Seehamm erhebende, im Sonnenschein so verführerisch blickende Budenstadt. Dazu kam noch eine unvorsichtige Aeußerung Floris, „ob man's mit dem Kranzl net probier'n soll auf der Ausstelung“. Die Verbannung auf die Farnalm war die unausbleibliche Folge.

Der Platz war sonst der Lieblingsaufenthalt Floris. Er war dort aufgezogen worden, nach einer alten Tradition der Familie. Die Kraft dieses Urbodens stat in seinen Sehnen und Muskeln, kreiste in seinem gesunden Blute, und die freie Aussicht über die gewaltige Bergwelt verlieh wohl schon dem tiefblauen Kinderauge diesen großen freien Blick, der für den Bergbewohner so charakteristisch ist. Von hier stammte sein weiches und eindrucksvolles Gemüt, das sich nimmer entwickelt hätte in dem rauhen väterlichen Hause, von hier stammten seine unbewußten Ideale.

Dieser große Friede inmitten einer kraftvollen Natur, diese massigen, kühn aufstrebenden Formen neben blumigen, sanft gewellten Weiden, diese zornigen Hochgewitter, brüllenden Stürme, in Feuerblitzen drohenden, ausleuchtenden Steinwände, jagenden Wolkenmassen nach heiterjonnigen Tagen und feierlichen Abendröten, alle diese wechselvollen Kontraste wirkten auf das junge Herz, auf die junge Phantastie. Jede Regung seines Innern stand in Wechselbeziehung zur Natur. Lachen war ihm Sonnenschein, Born ein Gewitter. Jede Freude beschwor in ihm das Bild der grünenden Alm mit dem sich tummelnden gefleckten Jungvieh herauf, jeder Verdruß einen kalten, regnerischen Nebeltag.

Seuer aber war das alles anders! Diese schweigame Einsamkeit drückte auf ihn. Nichts sprach mehr mit ihm, der Fels nicht, die Weide nicht, das Vieh nicht, selbst Kranzl blühte ihn stumm und starr an. Nicht einmal seine Stimme weckte ein Echo. Das Feuer unter dem Kupferkessel erzählte keine Geschichten mehr, und die alte Hütte mit dem sonst so heimlichen Stübchen gähnte so leer, „als wenn's grad jemand 'nausg'trag'n hätt'n“.

Er gab das Singen und Rufen bald auf und das Insfeuerblicken. Er arbeitete wie ein „Feind“, um über die Zeit hinwegzukommen, sein inneres Drängen heraus aus dem engen Umfessel, wer weiß wohin, zu beschwichtigen.

Des Abends aber stieg er auf die „Platte“, einen weitvorrangenden Felskopf, welcher weite Aussicht bot über das Land. Da atmete sich's leichter, das unbefriedigte Drängen, das er nicht zu deuten wußte, ließ nach, die Reusen sprangen, die seine Brust förmlich einengten.

Da lag die ganze Welt vor ihm. Der Achenbacherhof war nur ein winziger Fleck in dieser Weite, und das ganze Besitztum, auf das der Vater so stolz war, dessen Grenzen ein Blick umfaßte, wie verlor es sich in dieser ungemessenen Weite. Der stolze Westerwald, um den ein halbes Jahrhundert gekämpft wurde, der so viel Haß heraufbeschworen, wie drängte er sich zu einem kleinen, grünen Hügel zusammen, über den hinaus ein ganzes Meer wogte von Wäldern bis an den dunstumhüllten Horizont, dazwischen blühten unzählige Dörfer und Orte, Flüsse und Seen. Welcher Reichtum, welche Mannigfaltigkeit! Und das ist noch gar nichts, was man da sieht, das geht immer fort, über Berg und Thal, zuletzt übers Meer und auf der andren Seite wieder zurück, dabei wandte er sich gegen das weite Gipfelmeer der Alpen, über all die Schneiden und Thäler; und in einem davon mußte die Resl sein. Das war dann das Ende seiner Weltfahrt. Ueber Meere und Wüsten und Gletscher flog er in wenig Minuten, ein enges Thal, ein kleines Häusl am Bach hielt ihn dann stundenlang auf, bis die Sterne heraufwandelten, die Nacht heraufschlich aus den Thälern zu den verglimmenden Gipfeln.

(Fortsetzung folgt.)

Reklame.

Von Anton Tschschow.

In seinem Privatcomptoir sitzt auf einem hohen Schreibstuhl der Theehändler Jerschalow, ein noch nicht alter, modisch, aber ein wenig nachlässig gekleideter Herr, dem man es ansieht, daß er „etwas hastig“ lebt. Aus dem Magazin kommt ein Lehrling und meldet:

„Herr Geinim ist da!“

„So? Ich lasse bitten. Aber er möchte seine Gummischuhe drauhen ausziehen.“

Eine Minute später tritt ein alter, kahnlöpfiger Mann ein mit rötlich schimmerndem, abgeseuertem Paletot, einem erfrorenen Gesicht und jenem Ausdruck der Schwäche und der Ungetuigkeit in den Zügen, wie man ihn gewöhnlich bei Leuten findet, die, wenn auch wenig, so doch beständig trinken.

„Ah, Ihr Diener!“ sagt Jerschalow, ohne sich umzuwenden.

„Was giebt's Neues, Herr Geinim?“

„Hier bringe ich die bestellte Arbeit,“ antwortete Geinim.

„Alles fertig?“

„So schnell?“

„In drei Tagen, Sachar Semenitsch, kann man, wenn's darauf ankommt, einen ganzen Roman schreiben. Für so 'ne Reklame genügt schon eine Stunde.“

„Nur? Aber Geld fordert Ihr immer, als wenn Ihr Wunder was für große Mühe hättet! . . . Na, zeigen Sie mal Ihr Nachswerk her!“

Geinim zieht einige zerknitterte, mit Bleistift beschriebene Blätter aus der Tasche und nähert sich dem Schreibtisch.

„Ich habe es erst im Unreinen, in groben Umrissen . . .“ sagte er.

„Ich möchte es Ihnen vorlesen. Sie können mir dann ja sagen, wenn Sie einen Fehler finden. Kein Wunder, wenn man sich mal irrt, Sachar Semenitsch . . . glauben Sie's? Für drei Geschäfte gleichzeitig Reklamen schreiben — dabei würde sich selbst ein Shakespeare irren!“

Geinim setzte seine Brille auf, legt die Stirn in Falten und beginnt mit trauriger Stimme, halb deklamierend, zu lesen:

„Saison 1902/1903.“

S. G. Jerschalow,

Lieferant chinesischer Theesorten für alle Städte des europäischen und asiatischen Auslands, sowie des Auslands.

Die Firma besteht seit 1804.“

„Diese Einleitung, verstehen Sie, kommt im Cirkular zwischen Verzierungen und Wappen zu stehen . . . Ich habe mal für einen Kaufmann 'ne Reklame gemacht, und der nahm dazu einfach die Wappen verschiedener Städte. Das können Sie ja auch machen, und zwar habe ich mir für Sie folgende Verzierungen ausgedacht: ein Löwe, der eine Lyra zwischen den Zähnen hält. . . Jetzt weiter:“

Zwei Worte an unsre Käufer. Werte Herren! Weder ein politisches Ereignis der letzten Jahre noch der kalte Indifferenzismus, welcher alle Schichten unsrer Gesellschaft mehr und mehr durchdringt, noch das Austrodnen der Wolga, auf welches erst kürzlich der bessere Teil unsrer Presse hingewiesen hat — nichts vermag unsre Stellung zu erschüttern. Das langjährige Bestehen unsrer Firma und die Sympathien, welche zu erringen uns gelungen ist, versehen uns in die Lage, auf unfrem Posten auszubarren, unentwegt festzuhalten sowohl an unsren Verbindungen mit den Besitzern von Theeplantagen als auch an der sorgfältigsten, promptesten Effektuierung der uns erteilten Aufträge. Man kennt unsren Wahlspruch: Gewissenhaft, billig, schnell!“

„Gut! Sehr gut!“ unterbricht ihn Jerschalow und rutscht auf seinem Stuhl hin und her. „Ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie so was fertig bekommen können! Sehr geschickt gemacht! Nur, Besteher . . . hier muß man ein bißchen schattieren, so in mystisches Dunkel hüllen, so . . . verstehen Sie? Zögern einen Kokospodus machen . . . Wir wollen mal hier schreiben: „Die Firma hat soeben einen größeren Posten Frühjahrshee, Saison 1903, Ia Auslese, erhalten.“ Ja? Und gleich hinterher sagen wir, daß dieser eben eingetroffene Posten schon drei Jahre in unfrem Speicher lagert, aber nichtsdestoweniger noch so frisch ist, als ob er erst dorige Woche aus China eingetroffen wäre.“

„Ich verstehe . . . Das Publikum wird den Widerspruch nicht bemerken. In der Einleitung schreiben wir, der Thee ist eben erst eingetroffen, und zum Schluß sagen wir folgendermaßen: „Da wir einen großen Vorrat Thee noch zu den früheren Jollfähren liegen haben, so sind wir in der angenehmen Lage, ohne Schaden für unfre eignen Interessen zum alten Preise zu verlaufen.“ usw. Na, und dann auf der andren Seite kommt der Preisecourant. Zunächst wieder Wappen und Pierleisten . . . Darunter mit dickem Druck: „Preisecourant auserlesener, aromatischer Frühlings-, Nacht- und schwarzer Theesorten, I. Frühjahrslese, bezogen aus den neuerworbenen Plantagen.“ Darunter: „Wir möchten die Aufmerksamkeit von Feinschmeckern ganz besonders auf die schwarzen Theesorten lenken, von denen sich besondrer Beliebtheit erfreut: „Das chinesische Emblem“ oder „Der Reid der Konkurrenz“ — 3,50 Rubel. Von Rosenblüten-theesorten empfehlen wir namentlich die „Vogelchansirose“ — 2 Rubel, und „Das Auge der Chinesin“ — 1,80 Rubel.“ . . . Zum Schluß heißt es dann vom Rabatt und vom Abzug: „Der größte Teil unsrer Konkurrenten wirft zur Anlockung von Kunden seinen

Aber in Gestalt von Abzügen aus. Wir protestieren auf das allerenergischste gegen solch ein unlauteres Verfahren. Wir gewähren unsrer Kundtschaft keinerlei Abzüge. Dagegen erhält jeder, der bei uns für 50 Rubel oder mehr kauft, eine der folgenden fünf Sachen nach freier Wahl: eine Theefanne aus Britanniametall, 100 Bistritz-Tarifen, einen Plan von Moskau, eine Theebüchse mit einer nackten Chinesin darauf, das Buch „Der erstante Bräutigam oder die Braut im Kleidergeschäft“, Erzählung von Jgriwo Wefelschak.“

Nach diesem Vortrag und den entsprechenden Korrekturen schreibt Geinim die Kellame schnell ins Reine und giebt sie Jerschalow. Dann tritt Schweigen ein. Beide fühlen sich unbehaglich, als wenn sie etwas Schlechtes gethan hätten.

„Wollen Sie das Honorar gleich oder später bezahlen?“ fragt Geinim.

„Wie Sie wollen. Meinethwegen gleich,“ erwidert Jerschalow nachlässig. „Gehen Sie ins Magazin und nehmen Sie, was Ihnen gefällt, im Wert von 5¹/₂ Rubel.“

„Ich möchte lieber um Geld bitten, Sachar Semenitsch.“
„Ich pflege nicht mit Geld zu bezahlen. Ich bezahle stets mit Thee oder Zucker: Sie, den Hausknecht usw. Man bekämpft auf diese Weise die Trunksucht.“

„Sachar Semenitsch, wie können Sie meine Arbeit mit der eines Hausknechts vergleichen? Das hier ist doch geistige Arbeit!“

„Auch 'ne Arbeit! Setzt sich hin, schreibt — und fertig! Kleinigkeit! Keinen Rubel wert!“

„Wie Sie über geistige Arbeit urteilen!“ sagt Geinim beleidigt. „Sie verstehen nicht, daß ich vielleicht beim Verfassen dieser Kellame feilisch litt. Man schreibt und fühlt, daß man ganz Rußland betrügt. Geben Sie mir lieber Geld, Sachar Semenitsch!“

„Nu hab' ich's aber satt! Seien Sie doch nicht so aufdringlich!“

„Na, meinethwegen! Dann nehme ich also Zucker. Ihre Kommiss werden ihn mir für 8 Kopelen das Pfund schon wieder ablaufen. Ich verliere auf die Weise zwar 40 Kopelen — aber was ist dabei zu machen? Adieu!“

Geinim nähert sich der Thür, bleibt aber noch einmal stehen und sagt mit einem schweren Seufzer:

„Ich betrüge Rußland! Ganz Rußland! Ich betrüge das Vaterland des lieben Brots wegen! Schredlich!“ —

Kleines feuilleton.

oo. Ein Wiedersehen. „Herrjeses, is denn das nicht de Wendelern?“ Die laute Stimme klang durch den ganzen Omnibus. Mit vollen Segeln wie eine aufgetakelte Fregatte taufchte die große Dide durch den schmalen Mittelgang, geradenwegs auf die kleine Frau zu, die zusammengetauert in der hintersten Ecke saß: „Nu, ich seh' mir doch immer det Gesicht an und denke, die kennste, nee, aber die Wendelern! Lange nich jesehn.“ Mit einem gönnerhaften Lächeln nickte sie der Kleinen zu. Die schreckte aus ihrer Versunkenheit auf, und über ihr mageres Gesicht flog es wie ein Blitz des Erkennens: „Ach je, Frau Wolfen.“ Die große Dide nahm Platz. Mit prophiger Umständlichkeit breitete sie das lornblumenblaue weißbedruckte Satinkleid um sich her, zupfte an dem vollgestopften Pompadour und wirtschafte soviel mit den in weißleidenen Halbhandschuhen stehenden Fethänden, daß alle Brillanten an ihren dicken Fingern in der Sonne funkelten.

„Nee, aber die Wendelern!“ Sie wiederholte es noch einmal: „Wie id mir freue, det id Ihnen mal wieder sehe. Na, Se wissen ja, id hab' immer so'n Anteil an Ihnen genommen — hab' Ihnen doch manchet Ende Burscht geschenkt, wenn Ihr Oller alles verdrunken hatte. — Wissen Se, Sie seh'n aber mächtig runtergelommen aus ins Gesicht. Sie war'n woll wieder krank?“

Durch die schwächliche Gestalt der Kleinen ging ein Rucken, sie errödete unter den forschenden Blicken, die sich von allen Seiten auf sie richteten. Erst nach einer Weile konnte sie antworten: „Nur 'ne Erkältung, Frau Wolf.“ 's war nich so schlimm, 's nimmt mir bloß allens gleich immer so mit, weil ich keine Kräfte nich habe seit de Operation damals, und denn der olle Husten“ — er lam ihr auch jetzt und schnitt ihr die Rede ab. Die Dide nickte bedächtlich: „Det is aber auch 'n böser Husten. Hör'n Se mal, kriegen Se man nich de Schwindelucht. Sie husten ganz so, als hätten Se se schon — ach, die wer'n Se auch schon noch kriegen, die kriecht man gewöhnlich nach sone Operation.“

„Na so schlimm wird's woll nich wer'n.“ Die Kleine wollte mit einem Lächeln abwehren, es war ihr aber doch wohl nicht nach Lächeln zu Mut. Ihre spitzen Finger trommelten nervös gegen den Essentorb, den sie auf dem Schoß hielt. Sie sagte: „Das is überhaupt nu heil, Frau Wolfen, das mit die Krankheit meine ich, wo ich nach die Klinik mußte, und vorchtes Jahr haben wir'n kleinen Jungen gehabt. Se sollten bloß mal sehen, was das für'n dider Dengel is!“ — Ihr schmales Gesicht strahlte vor Glück und Mutterstolz.

Die Wolfen schlug die Hände zusammen und schrie auf: „'n kleinen Jungen? Nu seh' bloß Gener! Sie hatten woll an Ihre drei Jöhren noch nicht jenug. Se wußten ja kaum, wie Se die großfuttern sollten! — Na wir haben's Jeshaft nu uffjeben, wir leben als feine Leute.“ Es war ihr offenbar Bedürfnis, auch einmal von sich zu erzählen. Sie blähte sich wie ein Pflaumen: „Sieben Zimmer haben wa in de Zwiseinauftrache, da is 't teuer und 'ne Stütze halt' id mir ooch.“ Die „Stütze“ war ihr offenbar das höchste und

imponierendste. Dann sprang sie rasch zum alten Thema zurück: „Nee, wie id mir wirklich freue, dett id Ihnen wiedersehe nach drei Jahre. Id hatt' Ihnen immer so jern gehabt, Wendelern. Säuft denn Ihr Oller noch so ville wie damals? Dett is nämlich jar nich zu sagen, wat der Kerl die Frau mit sein Sausen zusezt hat!“ Der Zusatz wurde nicht mehr blos zu der Kleinen, sondern zum übrigen Publikum gesprochen. Ein verhaltenes Nicken lief durch den ganzen Wagen. Die Kleine fuhr jedoch auf und jetzt glühte ihr ganzes Gesicht: „Das is ja aber garnich wahr, Frau Wolfen, wie können Se denn det sagen? Un det war blos in die Zeit, wo id krank war und in de Klinik lag, und wenn 'n Mann keene Frau nich hat und se is krank, dann jewöhnt er sich bald so wat an und jeh't in de Kneipen, weil zu Hause keene Ordnung nich is. Mein Mann is 'n sehr guter Mann und arbeit' sehr fleißig, det war blos damals, wo id aus 't Krankenhaus lam, det er sich nich so gleich wieder zurechte fand und noch manchmal 'n kleinen Spitz hatte — den haben andre auch schon gehabt.“ Das Letzte klang etwas anzüglich, die Dide schien es aber nicht zu verstehen. Sie schrie vor Lachen: „Nee, nu verteidigt je 'n noch, wat Sie vor ne jute Frau sind! Mit de Namself aus de Destille is er jeloosen und hat's Feld verbracht, wie Sie in de Charité lagen. Nee, Wendelern, wat haben Sie mir immer leid gethan!“ — Sie schlug einen sentimentalischen Ton an — „und wenn denn Ihre Kleine lam und wollt vor'n Sechser Schmalz und den noch uff Pump, damit Se wat hatten zu de Salzlartoffeln, und wie ihre Kinder rumjeloosen sind, keene Schuhe und Strümpfe, und der Kerl sigt derweile bei det Frauzimmer und —“

„Und wenn er das jethan hat, denn war's in meine Krankheit, und nachher noch es' er sich wieder jewöhnt hat, und mein Mann is 'n sehr juter Mann und sorgt sehr jut für seine Frau und de Kinder, dett hab' ich Ihnen schon einmal jesagt.“ Die Kleine sprach in einem Ton' der die Dide doch aufmerken ließ. Sie jagte sehr erstaunt: „Na wat is denn?“ und als keine Antwort lam nach einer Pause: „denn arbeit er wohl wieder?“

„Jewiß arbeit er, det hat immer gearbeitet — zwanzig Marl hat er de Woche und is noch Portier dazu — det is 'n sehr guter Mann, wenn man andern ihre so gut sind!“

„Na, Wendelern, wat meinen Se denn damit?“ Die Dide warf den Kopf zurück, und sah die Kleine herausfordernd an, sie bekam aber keine Antwort. Die Kleine wirbelte ihren Fahrchein und blickte gar nicht auf, ihre Lippen zitterten jedoch.

„Id muß Ihnen immer wieder ansehen“, sagte die Dide endlich: „Nee, Wendelern, wat Sie in die drei Jahre alt geworden sind!“

„Na, Sie wer'n ja woll auch nich jünger geworden sein.“ Der Kleinen war offenbar die Geduld gerissen. Mit funkelnden Augen fuhr sie auf: „Bei Ihnen sieht man auch schon de irauen Haare an de Stirn, und wenn mein Mann mal 'n Schwips jehabt hat, denn haben se Ihren jedesmal de Treppen raustagen müssen, wenn er aus 'm Kriegerverein jekommen is, und in de Hasenheide hat er auch jeseßen und hat pouffiert mit de Harfenmädchen. So wat lam ich auch jagen, Frau Wolfen. Adje, Frau Wolfen!“ Mit einem Aufatmen, als hätte sie sich etwas vom Herzen gesprochen, nahm sie ihren Storb und stieg aus.

Stille im Wagen, dann ein Lachen, eine Stimme rief: „Das war recht!“ „Na, det Sie man nich recht haben!“ Die Dide fuhr aus ihrer Versteinigung auf: „Wat — wat soll denn det heißen?“ Sie machte eine Bewegung als wollte sie der Kleinen nach. „Ihnen wer' id verlagen! Sie kommen vorn Staatsanwalt . . . Sie . . . Sie . . .! Aber det hat man davon, — sie nahm urplötzlich wieder einen sentimentalischen Ton an und sah von einem der Fahrgäste zum andern: „det hat man davon, wenn feine Leute ihre weichmütiges Herz an so'n ollet Pöbel verschenken.“ —

— Die Erdnuß. Einem Artikel von Ed. Rahen im „Economiste Francais“ entnimmt die Zeitschrift „Der Tropenpflanzer“ u. a. folgendes: Die Erdnuß findet seit einem halben Jahrhundert eine so ausgedehnte Verwendung, daß ihre Kultur in manchen Ländern eine außerordentliche Entwicklung erreicht hat und sie dort das wichtigste Element im ökonomischen Leben des Landes bildet. Dies trifft besonders für die französische Besitzung Senegal zu, welche heute mit Indien und den Vereinigten Staaten die Versorgung der Welt mit diesem Produkt teilt. Die Erdnuß bildet nicht allein den Gegenstand eines sehr lebhaften Handels, sondern ihr verdankt auch eine ausgedehnte Industrie ihre Entstehung, deren bedeutendste Centren Bordeaux und Marseille sind.

Die Erdnuß ist eine einjährige Staupflanze, die auch im Süden Europas, in Spanien und Italien, und im Norden Afrikas (Algerien und Egypten) gedeiht. Sie ist aber in der Hauptsache eine Pflanze der tropischen Gegenden, weil die Spät- und Frühfröste ihr sehr schädlich sind. Die Temperatur muß zur Zeit der Aussaat wenigstens 18 Grad Celsius sein. In Senegal wird die Erdnuß im Juli gesät und vom November bis Februar geerntet. Die Erträge auf guten Böden, die von Schwarzen kultiviert werden, sind durchschnittlich 1500 bis 1800 Kilogramm per Hektar. Gegenwärtig sind es über 20 000 Hektar, die ähnliche Erträge liefern.

Die Erdnuß gelangt vom Senegal nach Bordeaux und Marseille, wo sich fast alle großen Häuser, die den Erdnußhandel betreiben, befinden. Hier wird die Erdnuß verarbeitet. In Deutschland ist es Mannheim und in Holland Rotterdam, wo man die Erdnuß der technischen Verarbeitung unterzieht. Bevor die Erdnuß in Öl und Delfuchen verwandelt wird, muß zuerst der Samen gereinigt, ges-

schält, gewürfelt werden, um die Hülsen vom Samen zu trennen. Nachher wird zum ersten Mal kalt gepreßt. Man erhält das extrafeine Öl. Der gemahlene Kuchen wird von neuem zermahlen und die Masse zum zweiten Mal kalt gepreßt. Der jetzt verbleibende Kuchen wird noch einmal zermahlen, von den dem Teig anhaftenden, von den Pressfäden herrührenden Pflanzensfasern durch Sieben befreit und nun zum dritten Mal schon warm gepreßt. Der Ölreichthum der Erdnuß wechselt je nach der Herkunft und der Qualität der Ernte; er steigt und fällt mit der Wärme und Feuchtigkeit des Bodens. Günstige Bedingungen finden sich am allerhäufigsten in Senegal zusammen. Daher enthält auch die Senegaler Erdnuß, nicht enthäutet, 32 Proz. Öl, wovon 21 Proz. erste Presse, 6 Proz. zweite und 5 Proz. dritte Presse sind.

Die hellsten Öle kommen von La Plata, Congo und Mozambique, ihnen folgen die Öle von Spanien und Aufisique (Senegal). Die ostafrikanischen Erdnüsse, alsdann die von Gambia bis Sierra Leone, ebenso die von Indien geben ein dunkleres Öl. Das Erdnußöl enthält mehr Margarin als das Olivenöl; es besitzt die gleiche Leucht- kraft. Das Erdnußöl von der ersten Presse wird dem Olivenöl in einer Proportion von 50 bis 75 Proz. beigemengt. Das Erdnußöl wird vielfach bei der Margarinefabrikation verwendet. Die Margarine enthält 20—30 Proz. senegalisches Erdnußöl. Dasselbe, und zwar aus dritter Pressung, findet große Verwendung in der Seifen- fabrikation, da es leicht verseift. Allein kann es aber dazu nicht ge- braucht werden, da die Seife zu weich wäre. Es wird ihm Olivenöl beigemengt, um die weißen und Marmor-Seifen zu erhalten. Der Erdnußkuchen, der 40—50 Proz. stickstoffhaltige Nährstoffe, 5 bis 10 Prozent Aschen und 32 bis 33 Proz. stickstofffreie Extraktstoffe ent- hält, bildet ein gutes Kraftfuttermittel. Es wird ihm allerdings eine gewisse Fadigkeit nachgesagt; dem wird durch Salzgaben abgeholfen. In größerem Umfange wird aber der Kuchen als Dünger verwendet, und zwar für Wiesen, Weinberge. 1901 verkaufte Marjeille für 9 380 000 Frank Deckkuchen. Die Abnehmer sind England, Rußland und in erster Linie Deutschland.

Die Erdnuß wird in Europa, besonders in Spanien, zur Ver- fälschung von Schokolade verwendet. Zu diesem Zwecke werden etwa 20 Proz. Öl ausgepreßt und die Masse alsdann dem Kakaoeig beigemischt. In den Vereinigten Staaten werden Bonbons, Kuchen daraus gemacht. Die Hülse kann schließlich an Stelle von Heu dem Vieh verfüttert werden, als Streu dienen oder als Brennmaterial Verwendung finden. —

Völkerrunde.

— Die Frage nach der Herkunft des Feuers muß naturgemäß sich jedem Volke aufdrängen; daher auch die vielen Sagen über des Feuers Ursprung, zu denen jetzt der englische Missionar S. Cole eine neue, jene der Bagogo in Deutsch- Ostafrika hinzugefügt. Auch hier wird das Feuer vom Himmel geholt; sonst aber zeigt die Sage viele eigentümliche Züge. Der wesentliche Inhalt ist der folgende: Ursprünglich gab es kein Feuer auf der Erde, darum stieg ein Mann in den Himmel, es dort zu suchen. Im ersten Himmel traf er nur halbseitige Menschen, über die er lachte; im zweiten Himmel gingen die Menschen auf dem Kopfe, und da lachte er wieder über sie. Immer noch fand er kein Feuer, und so stieg er in den dritten Himmel, wo die Menschen auf den Knien rutschten, und auch diese belachte er. Feuer aber, so berichteten ihm diese, würde er in Mulungus (Gottes) Hause finden, das im vierten Himmel liege. Zu Mulungu gelangt trug er diesem seine Bitte nach Feuer vor und erhielt die Zusage, morgen solle er das Feuer finden können. Am nächsten Tage führte ihn der Gott in ein Gemach, in welchem eine Anzahl schöner bedeckter Gefäße standen; abseits aber standen zwei unscheinbare gleichfalls bedeckte Töpfe. Unter all diesen Gefäßen sollte der Suchende wählen, und er nahm eins der schönen, in dem er aber nur Asche und Kohlen, aber kein Feuer fand. „Warum hast Du auf dem Wege hierher,“ sprach nun Mulungu, „über meine Kinder gelacht? Sieht es in Deinem Lande nichts Lächerliches? Geh nach Hause!“ Ein zweiter und ein dritter Mann stiegen dann feuersuchend in den Himmel und machten die gleichen Erfahrungen. Da schickte man ein Weib ab, die es schlauer anfang und bei der Begegnung mit den verunstalteten Ge- schöpfen diese lobte, sie besang und vor ihnen tanzte. Bei Mulungu angelangt, zeigte auch dieser dem Weibe die Gefäße; die schönen sind zu gut für mich, sagte die Schöne, und wählte einen häßlichen Topf, in dem sie das längst gesuchte Feuer fand. Mit diesem eilte sie auf die Erde hinab, wo nun große Freude war. Jedermann entnahm dem Topfe Feuer und sagte, die Weiber sind doch schlauer als die Männer. — („Globe“.)

Aus dem Tierleben.

— Ein interessanter Eichelhäher. Hugo Otto schreibt in der illustrierten Wochenschrift „Merthus“ (Verlag von Chr. Wolff, Altona-Ottenfen): Krüppel in der freien Tierwelt der Natur sind wohl äußerst seltene Erscheinungen, trotzdem kommen sie vor. Mißgeburten bei Hasen beispielsweise sind gar keine so seltenen Thatsachen. So wurde noch im vorigen Jahre ein Junghase mit acht Läusen gefunden. Meistens gehen solche Geschöpfe aus nabeln liegenden Gründen bald ein, wenn sie nicht schon als Totgeburten zur Welt kommen. Am seltensten sind wohl Mißgestalten in der Vogelwelt. Um so mehr sehe ich mich daher veranlaßt, einen solchen interessanten Fall aus der Vogelwelt, den ich persönlich kennen lernte, hier einem größeren Leserkreise mitzuteilen. Bei uns Förster-

jungen hörte in früher Jugend die Welt hinter unserm Walde auf. Bis zu unsern sauern Lern- und Lehrjahren sind wir echte Wald- menschen gewesen. Oft hat uns nur der Hunger nach Hause getrieben. Die schönen Frühlings- und Sommertage wurden ohne Ausnahme fast ganz im Grünen zugebracht. Bei unsren Streifzügen vermieden wir möglichst die Wege. Je dichter der Busch, desto größer unsre Lust. Wir kannten fast jedes Vogelneß in der nähern und weitem Umgebung des Försthauses und wußten fast genau die Orte anzu- geben, wo einzelne Vogelarten besonders gern nisteten. So suchten wir auch eines Tages eine etwa dreißigjährige Niesferndickung nach Laubens- und Hähnerneßern ab, und von letzteren fanden wir auch zwei Stück. In einem der Nester lagen vier, im andern fünf fast flügge Jungen. Unter den Insassen des letzteren befand sich ein merkwürdiger Kerl. Obwohl er sich körperlich ebenso gut wie die andern Hähner im Neste entwickelt hatte, so besaß er doch zu unserm Erstaunen, damals „Ergößen“, nur ein Auge. Vom andern Auge fehlte jede Spur. Auch war keine Stelle sichtbar, wo es geessen haben konnte. Nur war die Partie des Kopfes, die das eine Auge trug, merkwürdig gut entwickelt, die andre aber arg zurückgeblieben. Dieses einseitige Wachstum hatte dann die ursprüngliche Lage des einen Auges so verändert, daß es jetzt höher gerückt lag und mehr schräg nach oben als seitwärts sehen konnte. Ueberhaupt waren die ganzen Knochenverhältnisse des Kopfes sehr verschoben. Die Schnabel- ränder paßten nicht aufeinander. Die Schnabelspitzen deckten sich nicht. Der Unterschnabel bildete mit dem Oberschnabel bei ge- schlossener Lage zwei Spitzen, so daß ein deutlich sichtbarer Winkel vorhanden war. Damals habe ich beide Nester voll Zunge mit zum Försthaus genommen und sie in eine große Kiste, die vorn durch Drahtgeflecht abgeschlossen war, eingesetzt und die Jungen groß- gefüttert. Da sah nun auch mein einäugiger Eichelhäher, mein „Pista“, wie ich ihn wegen seiner Einäugigkeit nannte, mehrere Monate und war so munter und beweglich wie alle seine Kameraden. Leider habe ich ihn später mit all den andern Markolfs, wie hier zu Lande die Hähner heißen, einem Vogelliebhaber verkauft, der an dem bunten Federspiel der Tiere, ihrer Beweglichkeit und ihrem Nachahmungsvermögen einen ganz besonderen Gefallen gefunden hatte. Mein „Pista“ ist mir damals aus den Augen gekommen, und ich habe nie etwas über sein späteres Schicksal in Erfahrung bringen können. Heutigen Tages, wo neben dem Natursinn und der Freude an allen Erdengeschöpfen auch der wissenschaftliche Forschungs- geist in dem damaligen Försterjungen erwacht ist, würde ihm wohl ein solch merkwürdiger Vogel für vieles Geld nicht feil sein. —

Humoristisches.

— Scharfbild. Weiberstimme (in die Wirtsstube hereinrufend): „Ob D' herkommt, Tropf, elendiger!“
Ein Gast: „Sie, Herr Wirt, wem ruft denn Ihre Frau Nach- barin da?“
Der Wirt: „I' werd' amal zum Fenster 'nausschau'n. Wenn nix kommt — war ihr Dadl g'meint, und wenn wer kommt — ihr Mann!“
— Ein sparsamer Gelehrter. „Der Arzt rät mir, täglich vor dem Schlafengeh'n einen halben Apfel zu essen. Was mache ich nun mit der andern Hälfte? Bis zum nächsten Tag wird sie schlecht. . . Das einfachste dürfte sein: ich heirate!“
— Genau. Lehrling: „Entschuldigend Sie, Herr Prinzipal, ich muß eine Stunde fortgeh'n und mir den Weisheitszahn ziehen lassen — ich hab' so viel Schmerzen!“
Prinzipal: „Was Ihnen nicht einfällt! Ich hab' Sie mit dem Weisheitszahn engagiert — und der bleibt drinnen!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die erste Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Webern“ in Oestreich findet am 30. August in Pardubitz statt, und zwar in czechischer Sprache. —
— „Die Eumeniden“, eine Oper von Filippo Guglielmi (Text von Salvatori), werden im Theater des Westens ihre Uraufführung erleben. —
— Arthur Kampfs schönes Gemälde „Zwei Schwestern“ ist in den Besitz der Rabenischen Gemäldegalerie über- gegangen. Das Bild sollte ursprünglich für die National- galerie angekauft werden. Der Kaiser wollte aber nicht. —
— Gegen die Münchener „Jugend“ haben magyarische Chaubinisten wegen eines Bildes, das vermeintlich ihr Land verspottet, eine Agitation eingeleitet, um das Blatt überall aus Ungarn zu verdrängen. Die ungarische Export- und Paket-Aktiengesellschaft, die im ganzen Reich der ungarischen Staatsbahnen mit dem Zeitungsvertrieb betraut ist, hat bereits der „Jugend“ die Verbreitung in Ungarn angekündigt. —
— Die ägyptische Abteilung des Berliner Museums hat wieder eins der Bretchen mit Darstellungen aus dem täglichen Leben erworben, die man im alten Aegypten vielfach den Toten ins Grab mitgab. Es stellt die verschiedenen Thätig- keiten beim Fingelstreichen in sieben Figuren dar. —
— Knochenreste diluvialer Menschen, u. a. ein fast vollkommen erhaltener Schädel, wurden neuerdings in dem kroatischen Orte Krapiua ausgegraben. —